

Gestörte Einheit

Kein Mensch wird das Wort *Konflikte*, das doch ein Fremdwort ist, als fremd empfinden. Jeder weiß, wovon die Rede ist. Die Wörterbücher sagen uns, dass das lateinische Abstraktum *conflictus* vom Verb *confligere* = *zusammenstoßen*, *zusammenschlagen* herkommt und mit Zusammenstoß, Streit zu übersetzen ist. Man muss da aber aufpassen. Nicht jeder Zusammenstoß ist schon ein Konflikt. Wenn zwei Autos zusammenstoßen, weil ein Fahrer die Vorfahrt nicht beachtete, so ist das kein Konflikt, sondern ein schuldhaftes Verhalten. Zum Konflikt würde die Situation dann, wenn die Vorfahrtsregeln unklar und beide Fahrer im Zweifel wären: fahren – oder warten?

Auch ist nicht jeder Streit ein Konflikt. Wenn zwei Bewerber sich um dieselbe Stelle streiten, ist das ein Wettbewerb, aber kein Konflikt. Der Personalchef allerdings kann im Konflikt mit sich sein, welchem der Bewerber er den Vorzug geben soll. Auch ein Streit mit dem Nachbarn, dessen Rasenmäher am Feiertag rattert, ist noch kein Konflikt, sondern ein Rechtsfall. Zum inneren Konflikt wird die Angelegenheit, wenn der in seiner Ruhe Gestörte schwankt, ob er reden oder um des Friedens willen schweigen, also den Streit vermeiden, soll. Stellt sich der angesprochene Nachbar jedoch stur, wird der jetzt äußere Konflikt zum Dauerkonflikt. Dabei geht es gar nicht mehr um den Rasen, sondern um zwei Dickschädel.

Wir reden von *echten Konflikten*. Zu ihnen gehört die Ausweglosigkeit. Hart im Raum stoßen sich die Sachen. Soll etwa eine Frau weiterhin ihrem Beruf nachgehen oder die Pflege der Eltern übernehmen? Beides zugleich kann sie nicht. Wie sie sich auch entscheidet, die Selbstwürfe bleiben nicht aus.

Vor allem gehört zum echten Konflikt das Wissen von der gestörten Einheit. Die Ganzheit bekommt, dem Spiegelglas gleich, einen Riss. Im Blick auf den einzelnen Menschen reden wir vom *inneren Konflikt*, der meist gar nicht nach außen sichtbar wird. Da stürmen gleichwer-

tige Dinge gleichzeitig auf den Menschen ein. Im Blick auf die Speisekarte im Restaurant löst er den Konflikt dank seines Hungers, aber im Blick auf schwerer Wiegendes, etwa auf die Berufs- oder Partnerwahl, kann ihn der innere Konflikt lähmen oder gar seelisch zermürben.

Wie der einzelne Mensch eine Einheit in sich ist, so bilden auch Menschen zusammen Einheiten, als Ehe und Familie, als Gruppe und Gemeinde, als Kirchen und Volk. Und hier treten die klassischen, die *sozialen* Konflikte auf: Die einen denken, glauben, wollen anders als die anderen. Was unterschiedlichen Gruppen zugestanden wird, wird in der eigenen Gruppe zur Zerreißprobe. Dabei bleibt der eigentliche Streitpunkt meist im Unklaren: Geht es um Einsicht, um Glauben, um Macht?

Wie solche Konflikte zu „lösen“ sind, zeigt exemplarisch die Geschichte der *einen* Kirche: Schismen gibt es da, Verteilung von Ketzerhüten, feige Nachgiebigkeit den Mächtigen gegenüber, Trennung in weltlich und geistlich, in Außen und Innen; Standfestigkeit bis zum Tod.

Nicht nur die Geschichte der Kirche und nicht nur die Heilige Schrift sind Fundgruben für Konflikte. Auch die weltliche Literatur bietet sich hier an. Man denke etwa an Sophokles *Antigone*, an Shakespeares *Hamlet*, an Sartres *Die schmutzigen Hände*.

Neben den inneren und den sozialen Konflikten werden die *ethischen* Konflikte benannt. Die Verantwortung für das Ganze zeigt sich konfliktreich: Welche Lösung ist hier und jetzt die beste? Das lange Ringen in der BRD um Fragen der Geburtenregelung, der Genetik, der Atomkraft sind dafür beredete Zeugnisse.

Im vorliegenden Heft finden Sie außer den Aufsätzen eine Übersicht zum Stichwort *Konflikt*, GOLDMANN'S LEXIKON entnommen. Sie kann dazu helfen, über dem Vielerlei den Überblick nicht zu verlieren. Diese Übersicht regt uns auch dazu an, exemplarisch biblische Konflikte aufzulisten, als Ansporn zum Nachlesen oder gar als Anreiz, jene Liste beliebig zu erweitern.

Paul Rapp

sitionen, wird der so nötige Perspektivwechsel verdrängt.

Im Alltag und unter dem Druck der Ereignisse kann dabei die Grundregel helfen: Niemals eine Konfrontation suchen, niemals einen wütenden Brief auf den Weg geben, bevor ich die Angelegenheit mit einem Menschen besprochen habe, der nicht direkt beteiligt ist. Dieser Mensch kann mir zum Achten auf die von mir bisher ausgeblendeten Gesichtspunkte – und zum „Ablassen von Dampf“ – helfen.

Gerade auch im Blick auf Konflikte, die mit Wissensfragen verbunden sind, ist solches Üben und Sich-infrage-stellen-lassen wichtig und hilfreich. Wir neigen gerade in solchen Konflikten dazu, uns auf den legendären Schluss *Martin Luthers* auf dem Reichstag zu Worms zu beziehen: „*Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen.*“ Mitunter werden Konflikte in der Gemeinde gerade darum so bitter und unübersteigbar, weil wir unsere Position als Ausdruck und Bestätigung unserer Glaubenstreue verstehen.

Dabei hat *Martin Luther* selbst den Austausch der Vernunftgründe und das Befragen der Bibel als unverzichtbaren Schritt zum Behalten oder Verändern der eigenen Position angegeben: „*Es sei denn, dass ich durch das Zeugnis der Heiligen Schrift oder vernünftige Gründe überwunden werde ...*“ Gerade in Konflikten, die mit Wissensfragen zusammenhängen, bleibt es die erste Aufgabe, die subjektive Einschätzung im Hören auf die Heilige Schrift und auf vernünftige Argumente zu überprüfen. Das ist eine eminent geistliche Aufgabe.

Wenn der eine nicht will, können zwei nicht streiten.

Spanisches Sprichwort

Karin und Wolfgang Vorländer

Warum es kein Leben ohne Konflikte gibt und wie man damit umzugehen lernt

Karin Vorländer ist Journalistin, und Wolfgang Vorländer ist Pfarrer und Wirtschaftsmediator, beide: 51588 Nümbrecht, Büschhof 33.

Dass Konflikte in allen Bereichen des privaten, gesellschaftlichen und politischen Lebens auftauchen, dass ein Zusammenleben nicht ohne Konflikte zu haben ist, dass das Leben schlechthin konflikthaft und konfliktbeladen ist – diese Feststellung ist keine besonders originelle Eröffnung eines solchen Artikels. Sozusagen: traurig aber wahr.

Unterschiedliche, gar nicht immer bewusste, Bedürfnisse, Sichtweisen, Interessen, Vorerfahrungen, Ideale, Vorstellungen, Wahrnehmungen und Ziele, das Streben nach Einfluss, Geltung, Geld und Macht, ungünstige Organisationsabläufe, starre Hierarchien oder einfach das Aufeinandertreffen von „unverträglichen Charakteren“ und Persönlichkeiten sorgen dafür, dass wir vom scheinbar paradiesischen Zustand des friedlichen Zusammenlebens weit entfernt sind.

Dennoch sind die Tagträume von einem Leben ohne Konflikte überall präsent: „Wir wollen es besser machen, bei uns haben Konflikte Hausverbot“ – sagen Verliebte und merken schon bald: Wir sind verschieden, die Harmonie ist kein Dauerzustand, ohne Auseinandersetzung kein Zusammenleben.

Voller Idealismus konstituiert sich eine Gemeindegruppe, ein Bürgerverein oder ein Aktionsbündnis – um schon nach kurzer Zeit schmerzhaft zu erleben: Wir haben doch dasselbe Ziel, wieso gibt es bereits jetzt Gerangel um die Führung, zahlreiche Missverständnisse und jede Menge Sand im Getriebe?!

Konflikt (lat.); Zusammenstoß, Streit

Innere Konflikte:

Gleichzeitig bestehen mindestens zwei ungefähr gleich starke Verhaltenstendenzen im Individuum, weil entweder mehrere Objekte gleich verlockend sind oder weil ein Objekt ambivalent, also anziehend und abstoßend zugleich ist. K.-Situationen werden meist unlustvoll erlebt; sie hemmen Reaktionen, verzögern Entscheidungen oder führen zu Kurzschluss-handlungen.

Soziale (interpersonale) Konflikte:

Gleichzeitig treten entgegengesetzte Verhaltenstendenzen in Gruppen auf. Je nachdem werden K. durch Konsens und Kompromiss überwunden oder gewaltsam ausgetragen.

Ethische Konflikte:

Gleichzeitig treten gegensätzliche Werte und Normen auf.

(Frei nach GOLDMANN'S LEXIKON)

Auch in Wirtschaftsunternehmen und Organisationen wie der Kirche ist der Traum von einem konfliktfreien Leben durchaus anzutreffen. Wenn ein Mediator oder Schlichter eingeschaltet wird, dann oft mit der Grundeinstellung: Dummerweise haben wir tatsächlich einen zersetzenden Konflikt. Den müssen wir aus der Welt kriegen, aber dann haben wir hoffentlich diese leidige Sache ein für alle Mal hinter uns! Konflikte gelten als Betriebsunfall – nicht als Normalfall.

Jeder professionelle Mediator oder Konfliktberater muss seinen Klienten diese Illusion nehmen: Wenn wir einen akuten Konflikt bearbeiten und zu lösen versuchen, ist das kein Beitrag, Konflikte „abzuschaffen“, sondern wir können nur üben, in Zukunft *anders mit der Allgegenwart von Konflikten umzugehen*. Nämlich möglichst gewaltfrei, Ressourcen schonend und zukunftsorientiert.

In Kirche und Gemeinde ist es sogar noch schwieriger, Konflikte als den Normalfall zu akzeptieren. Hier gelten sie noch stärker als „Verkehrsunfälle“, die „eigentlich nicht passieren dürften“. Denn viele denken: Religion und erst recht der christliche Glaube – müsste

das nicht bedeuten: Frieden, Harmonie, Toleranz und Großmut? Sind Streit und Konflikte nicht Zeichen von Verrat am Evangelium und Abkehr von Gott?

Gerade diese „geistlichen“ Über-Ich-Strukturen in unserem Denken machen es uns *noch* schwerer, uns von Wunschdenken und moralischen Verdikten zu verabschieden, um erst so für eine wirkliche *Konfliktkultur* offen und fähig zu werden, die Konflikte nicht meidet, verdrängt, verbietet und verurteilt, sondern in ihnen wichtige „Botschafter“ entdeckt, durch die wir Entscheidendes für unser (Zusammen)Leben lernen können.

Kleine Konfliktkunde

Konfliktforschung hat sich in den letzten Jahrzehnten zu einem neuen und eigenen Zweig der Sozialwissenschaften entwickelt. Einer ihrer bekanntesten Vertreter ist *Friedrich Glasl* mit seinem Standardwerk „Konfliktmanagement“. Für ihn ist ein Konflikt eine Interaktion zwischen Individuen, Gruppen oder Organisationen, bei der sich wenigstens eine Seite beeinträchtigt sieht, das zu verwirklichen, was ihr wichtig ist. Diese Beeinträchtigung entsteht

dadurch, dass das Wahrnehmen, Denken, Fühlen oder Wollen zwischen den Konfliktparteien differenziert oder sogar unvereinbar ist.

Konflikte können unterschiedlicher Natur sein: Ist ein Konflikt vom Streitgegenstand her zu erklären? Geht es eher um den Unterschied von Persönlichkeiten? Oder geht es um die zugrunde liegenden Ideale und Wertvorstellungen? Ist der Konflikt wirklich schon verstehbar, wenn man nur die beiden Konfliktpartner in den Blick bekommt – oder muss nicht das gesamte Umfeld, der Kontext, das soziale System, mit berücksichtigt werden?

Von unterschiedlicher Natur ist auch die Art, wie Konflikte ausgetragen werden. Man spricht von „heißen“ und „kalten“ Konfliktkulturen. Heiße Konfliktkulturen sind durch ihre aggressive und offene Herangehensweise gekennzeichnet, kalte durch Vermeiden, Verdrängen, Leugnen und Schweigen. In der Welt der Behörden und Verwaltungen – wie auch in sozialen Organisationen und in der Kirche – überwiegen

kalte Konfliktkulturen. In der Wirtschaft geht es oft eher „heiß“, direkt und mitunter skrupellos zu. In Familien und Ehen treten beide Grundtypen auf. Im einen Fall werden Türen zugeknallt, im anderen Fall herrscht tagelanges Schweigen.

Jeder Konflikt ist grundsätzlich mit starken Gefühlen verbunden, auch dann, wenn gerade diese Tatsache vor sich selbst geleugnet und nach außen verborgen wird. Der saloppe Satz „Das tangiert mich nur peripher“ entspricht so gut wie *nie* der Wahrheit. Daher ist Konfliktbearbeitung immer auch Arbeit „an und mit Emotionen“, den eigenen und den fremden – und zwar in einem ganz elementaren Sinn. Konfliktkompetenz ist entscheidend emotionale Kompetenz. Wer die emotionale Ebene, die Wahrnehmung und den Umgang mit schwierigen Gefühlen wie Neid, Wut, Verbitterung, Empörung, Fassungslosigkeit meiden will oder leugnet, wird einen Konflikt unterschwellig immer verlängern und verschärfen.

Jeder Konflikt neigt zur Eskalation, es sei denn, er wird frühzeitig wahrgenommen und mit den richtigen Mitteln angegangen. Auf den ersten Stufen leidet zunächst die direkte Kommunikation, es entstehen innere Deutungen und Interpretationen im Blick auf den anderen, dann wird hinter dem Rücken geredet, Misstrauen entsteht.

Auf den nächsten Stufen werden Informationen zurückgehalten, Koalitionen geschmiedet, weitere Anklagepunkte gesammelt. Dann ist die Konfliktbearbeitung kaum ohne Unterstützung durch einen „neutralen Dritten“ zu leisten. Auf den letzten beiden Stufen kommt es nur noch zur gegenseitigen Zerstörung, an deren Ende



© Johann Mayr

das irreparable Desaster steht und beide Konfliktparteien schweren Schaden erleiden.

Konfliktbearbeitung – professionell

Moderne, professionelle und wissenschaftlich fundierte Konfliktbearbeitungsmethoden – wie etwa die klassische Mediation – sind unter anderem durch folgende Prinzipien gekennzeichnet:

- Konflikte werden nicht gelöst, indem man die Vergangenheit aufrollt. Dies geschieht nur, soweit unbedingt erforderlich und erhellend. Konfliktlösungen gibt es nur *zukunftsorientiert* und letztlich nur dort, wo die Konfliktparteien an einer gemeinsamen Zukunft interessiert sind. Diese auf die Gegenwart und Zukunft blickende Lösungsorientierung – anstelle der rückwärts blickenden Analyse – kennzeichnet auch die gegenwärtige Psychotherapie.

- Lösungsorientierte Konfliktbearbeitung muss immer von den Standpunkten zu den dahinter liegenden *Bedürfnissen und Interessen* der Konfliktparteien zurückfragen. Erst auf dieser Ebene kommen Lösungen in den Blick.

- Anders als bei Schieds- oder Gerichtsverfahren, die immer auf einen Gewinner und einen Verlierer hinauslaufen, geht es darum, möglichst eine *win-win-Lösung* zu finden. Denn ein Gewinner wird den Verlierer in Zukunft gegen sich haben, was den „Gewinn“ wenig fruchtbar macht. Konfliktbearbeitung muss das Denken in „Wer hat Recht / Unrecht?“ hinter sich lassen und das Spiel „Wer gewinnt / verliert?“ strikt vermeiden.

- Darum kennt eine zukunftsorientierte Konfliktlösung auch keine Sanktionen oder Strafen. Diese sind letztlich ohnehin nur im Sinne gesellschaftlicher Regulationen unvermeidbar, ansonsten auf der ganzen Linie sinnlos und kontraproduktiv. Allerdings geht es um *Konsequenzen* und Verantwortungsübernahme! Ein Geschädigter möchte in der Regel den Täter nicht in erster Linie „bestraft“ sehen, sondern ihm ist wichtig, dass dieser wirklich wahrnimmt, was sein Verhalten emotional und faktisch ausgelöst und bewirkt hat (Täter-Opfer-Ausgleich)!

- Konfliktlösungen sind nur nachhaltig, wenn die Konfliktparteien selber die Lösung erarbeitet und sich *verbindlich* darauf *geeignet* haben. Eine von dritter Seite erfolgende „Empfehlung“ oder ein „Vorschlag zur Güte“ ist ähnlich problematisch wie ein Schiedsspruch. Nur was in die eigene Verantwortung genommen wird und als eigener Beitrag erwächst, ist letztlich tragfähig.

Konflikte in der Kirche

Wo es um Kirche und Gemeindeleben geht, herrscht die allseitige Erwartung: Das sollten Orte des Friedens, der Toleranz und einer harmonischen Umgangskultur sein. Tatsache aber ist, dass Konflikte dort nicht etwa seltener sind oder wenigstens der Umgang mit ihnen besser gelingt, sondern mitunter ist das ganze Gegenteil der Fall. Wie lässt sich das erklären?

Zu jeder Religion gehört auch das Abgründige, eine dunkle Seite oder – tiefenpsychologisch gesprochen – der *Schatten*. Das gilt ungeschmälert auch für das Christentum. *Wolfgang Huber* spricht zu Recht von der *Ambivalenz* aller Religion(en). So gibt es schon in der Bibel Geschichten, Texte und Aussagen, für die man sich am liebsten im Nachhinein öffentlich entschuldigen möchte: Feindschaft innerhalb des Volkes Gottes, schlimmste Verwünschungen über Menschen, national-religiöse Allmachtsfantasien, Projektionen aller Art usw.

Haltungen und Handlungen werden gerade dadurch, dass sie sich religiös legitimieren bzw. auf Gott berufen, noch unerträglicher und zerstörerischer. Wir kennen diese dunkle, gewaltgetränkte, Geschichte natürlich längst: von der jahrtausendelangen Unterdrückung der Frau bis hin zur Hatz amerikanischer Fundamentalisten auf Abtreibungsärzte. Die theologischen Streitigkeiten in der Kirchengeschichte haben kaum eine Form von Feindseligkeit, Aggression und Stigmatisierung des Gegners ausgelassen. Wo es in der Welt von Religion, Bekenntnis und Glaube vermeintlich um „Letztes“ geht, um die Wahrheit schlechthin, um Treue oder Verrat, ist und bleibt Religion in einem besonderen Maß ideologiefähig und damit *konfliktproduktiv*.

Aber auch die Ebene der einzelnen Gemeinde wird in der Regel als wenig konfliktfreundlich und konfliktkompetent erfahren. Noch vor zwanzig Jahren gab es erbitterte Auseinandersetzungen um die Frage, ob unverheiratete Paare in der Gemeinde mitarbeiten dürfen. Wo sich dieser Konflikt verflüchtigt hat, beruht das nicht auf theologischen oder ethischen Einsichten oder auf einer besseren Konfliktkultur, sondern schlicht auf der zunehmenden Individualisierung der Gesellschaft, die sich natürlich auch in der Kirche niederschlägt.

Nun kann man sagen: Alle genannten Konflikttherde und -felder, die die Geschichte des Christentums kontinuierlich und hartnäckig geprägt haben – von den „heiligen Kriegen“ aller Art über erbitterte Lehrstreitigkeiten bis hin zu all den Konflikten in ethischen Fragen – scheinen mehr oder weniger in die Geschichtsbücher zu gehören. Sind wir demnach im Blick auf die Konflikthaftigkeit auch des kirchlichen und gemeindlichen Lebens in einer Schönwetterperiode angekommen?

Wahrscheinlich nicht. Denn auch heute noch würde eine Wünschelrute für offene oder verdeckte Konflikte, wenn es sie denn gäbe, auf Schritt und Tritt beim Gang durch Kirchen und Gemeinden ausschlagen. In unseren Breitengraden sind es allerdings andere Konflikttypen. Sie haben mit den gravierenden strukturellen Ver-

änderungen in einer „Spar-oder-stirb-Kirche“ zu tun. Da geht es in der Regel um dieselben unoriginellen, banalen und bestens vertrauten Erfahrungen, die wir auch sonst im Leben machen. Gemeinden sind genau denselben persönlichen und gruppendynamischen Prozessen unterworfen wie jede andere Gruppe auch, mit allen daraus erwachsenden Spannungen, Konflikten und menschlichen Reaktionsmustern.

Und immer wird es heißen können: Das Leben könnte so schön sein, wenn nur unser depressiver Pfarrer, wenn nur meine verrostete Gemeinde, wenn nur dieser sture Kantor, wenn nur dieser träge Kirchenvorstand, diese praxisferne Kirchenleitung nicht wäre ...

Konfliktkompetenz als Kommunikationskultur
Sowohl vom Versöhnungshandeln Gottes in Jesus Christus als auch vom Friedensgebot der Bergpredigt her, steht die Gemeinde Jesu Christi gleichwohl in einer unzweideutigen und unbedingten *Friedensmission*, auf allen Ebenen und in jeder Hinsicht.

Für den Bereich der innergemeindlichen Spannungen und Konflikte wurde in den vergangenen Jahrzehnten in den meisten Landeskirchen das Instrument der professionellen Gemeindeberatung entwickelt. Mancherorts werden GemeindeberaterInnen noch zusätzlich als MediatorInnen ausgebildet.

Oft handelt es sich aber um Feuerwehrein-sätze, die nur dort abgerufen werden, wo man den Brand selbst nicht mehr unter Kontrolle bekommt. Zu wenig ist bisher im Blick auf die Konfliktbefähigung der Gemeinden selbst geschehen – und zwar im Sinne einer spirituell und sozialwissenschaftlich qualifizierten Weise.

Eine mögliche und hilfreiche Herangehensweise scheint uns in dem Konzept der „Gewaltfreien Kommunikation“ zu liegen, das durch *Marshall B. Rosenberg* entwickelt wurde und international verbreitet worden ist (in deutscher Sprache ist sein Standardwerk „Gewaltfreie Kommunikation“ sowie eine Reihe weiterer Handbücher und Trainingsanleitungen im Jungfermann-Verlag erschienen). Der Vorteil

Ein Ehepaar ist so zerstritten, dass die beiden kein Wort miteinander reden. Er legt auf ihren Nachttisch einen Zettel: „Um sieben Uhr wecken.“ Am nächsten Morgen erwacht er um acht Uhr und findet auf seinem Nachttisch einen Zettel: „Du, wach auf, es ist sieben.“

dieses Konfliktbearbeitungs- und Kommunikationsmodells ist seine erstaunliche Einfachheit, die es erlaubt, von der Grundschule bis zum Kirchenvorstand erlernt und praktiziert zu werden.

Für Rosenberg ist ein Konflikt grundsätzlich ein Kommunikationsauftrag. Dabei müssen die Sachebene und die Ebene der Gefühle gleichermaßen kommuniziert werden. Die vier Schritte dafür lauten:

- den konkreten einzelnen Konfliktanlass benennen;
- die Gefühle benennen, die das bei mir ausgelöst hat;
- mein persönliches Bedürfnis benennen, das verletzt wurde;
- eine konkrete Bitte an den Konfliktpartner richten.

In Ehe- und Familienberatung, Schulen und Mitarbeiterkreisen, in Hauptamtlichen-Teams und Leitungsgremien lässt sich mit diesem Konzept sehr gut arbeiten. Es könnte die kommunikative Gemeindekultur spürbar verbessern.

Manfred Oeming

Wo Glaube anfängt, hört Streit auf?

Plädoyer für eine schriftgemäße Streitkultur

Professor Dr. Manfred Oeming, geboren 1955 in Rostock, ist seit 1996 Ordinarius für Theologie und Ethik des Alten Testaments an der Universität Heidelberg; Kisselgasse 1, 69117 Heidelberg.

Das Wort „Konflikt“ stammt vom lateinischen *confligare* = „zusammenstoßen, kämpfen“ und bezeichnet Felder, wo Gegensätze und Unterschiede hart aufeinanderprallen. Menschliche Konflikte spielen sich in zwei Sphären ab: Im gleichsam „äußerlichen“ Feld der zwischenmenschlichen Verhältnisse geraten Einzelne oder Gruppen in Streit. Gewalt bis hin zu Kriegen kann die Folge sein. Weniger sichtbar, aber ebenso aufwühlend und schmerzlich sind die „inneren“ Konflikte, bei denen unterschiedliche Wünsche, Hoffnungen, Ideale in einem Menschen aufeinanderstoßen. So kann und muss jemand mit sich und seinem Gewissen einen schweren Kampf ausfechten, ohne dass ein Außenstehender davon auch nur etwas ahnt.

Das urchristliche Ideal

Der christliche Glaube steht unter der Verheißung, Konflikte beiderlei Art, sowohl die externen als auch die internen, zu lösen oder zumindest zu lindern. „Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele; auch nicht einer sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam“ (Apg 4,32). Wo Glaube ist, entstehen Harmonie, gegenseitige Fürsorge und spontane Versöhnungsbereitschaft – so stellt die Apostelgeschichte die urchristliche Gemeinde als Vorbild dar.

Paulus bringt das Zielbild in 1. Kor 12 auf das berühmte Gleichnis vom *einen* Leib und den *vielen* Gliedern: „Denn wie der Leib *einer* ist und viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber, obgleich viele, *ein* Leib sind: so auch der

Wo die Kirche mit ihrer Umwelt nur in konfliktloser Harmonie lebt, muss man misstrauisch sein.

Helmut Gollwitzer

Dagmar Petrick

„Der fliegende Händler“ – eine Reise in die Freiheit (Eric Guirado, F 2008)

Dagmar Petrick, geboren 1970 in Ludwigsburg, verheiratet, vier Kinder; hat unter anderem in Marburg und Bochum Filmwissenschaften, Anglistik und evangelische Theologie studiert; sorgt zuhause für Kultur, wenn sie nicht gerade ins Kino geht oder Texte schreibt; Ellen-Weber-Straße 133, 06120 Halle/Saale.

Ein Sohn ist weggegangen. Über dem Schwarzbild flirren die Gitarren wie Bienen im Korb. Eine Männerhand erscheint. Leicht liegt sie auf dem Band einer abwärts fahrenden Rolltreppe, als wollte sie sich jederzeit zurückziehen. Die Kamera ist nah dran, und doch wackelt sie, wirkt fahrig und nervös.

Schnitt. Die Hand wird zur Jungenhand, die fest in der des Vaters ruht. Das Klackern der Filmspule klingt nach Kindheit, als man das Glück noch mit der Super-8-Kamera einfing. Doch das ist lange her.

Die Handkamera folgt Antoine (Nicolas Cazalé) durch die weiß gekachelten Gänge eines Krankenhauses. Hier liegt Antoines Vater, Monsieur Sforza (Daniel Duval). Sein Leben lang hat er als Lebensmittelhändler und Verkaufswagenfahrer geschuftet. Jetzt stellt sein Herz auf stur, und die Kluft zwischen ihm und seinem Sohn ist – groß wäre zu gelinde gesagt – sie ist gigantisch.

„Komm rein!“, bittet die Mutter (Jeanne Goupil) den Sohn. „Ich seh’ ihn von hier!“, antwortet Antoine. „Hilfst du mir mit dem Verkaufswagen!“, fragt sie. „Ich bin nicht vor zehn Jahren weggegangen, um wieder zurückzukommen!“, sagt er.

„Mama, du nervst!“, mischt sich der ältere Bruder François (Stephan Guérin-Tillié) ein. Der ist all die Jahre treu im heimatlichen Dorf geblieben und betreibt dort einen Friseursa-

lon. Doch warum? Irgendwann rächt sich seine Anpassung und wird in aggressive Töne umschlagen. Wir kennen das. Jesus hat einst eine ähnliche Geschichte erzählt. „Antoine wird sich um dich kümmern!“, knurrt François jetzt. „Das wirst du doch?“

Der fremde Sohn

Antoine, der zum Städter gewordene, der fremde, ausgerissene Sohn, nimmt die Mutter vorübergehend bei sich auf. Verloren sitzt sie zwischen unausgepackten Kisten, während Antoine bei der Nachbarin um Kaffee anklopft. Antoine lebt, als wäre er eben erst eingezogen. Für die Mutter ist das befremdlich, doch sie schweigt und drängelt nicht. Vielleicht geschieht es aus Liebe, vielleicht versteht sie den Sohn wirklich. Dann sagt Antoine zu.

„Ich will mich verändern“, behauptet er. Nein, arbeitslos sei er nicht, bloß „zwischen zwei Jobs“. Antoine tut es nicht, um den Eltern einen Gefallen zu tun. Das Ganze ist ein Kuhhandel. Das Objekt seines Begehrens heißt Claire (Clotilde Hesme) und ist Antoines Nachbarin.

Schwerblütig, verdrossen und schweigsam trampelt Antoine durch den Tag und seine Beziehungen. Gutgelaunt, aufgeschlossen, funkensprühend wirbelt Claire durchs Leben. Antoine fühlt sich zu der jungen Frau hingezogen. Vielleicht ahnt er, dass sie ihn ergänzen und die Beziehung zu ihr alte Knoten lockern könnte. Doch er schafft es nicht, sie um mehr zu bitten als den Kaffee, der ihm ausgegangen ist. Dann erfährt er Claires Problem.

Claire will studieren, dazu braucht sie das Abitur. Tagsüber arbeitet, abends büffelt sie. Es geht nicht voran. Claire will alles hinschmeißen. „Es nervt nur noch!“, schimpft sie. In Claires Schwierigkeiten wittert Antoine seine Chance. Antoine übernimmt das Verkaufsmobil, borgt sich dafür Geld von seiner Mutter und gibt es Claire. Sie soll ihn begleiten; die ländliche Stille werde ihr beim Lernen helfen.

Festgelegte Wege

Claire stimmt zu, kommt mit. Antoines Mutter ist überrascht und angetan von der jungen

Zu Mark Twain kam einmal ein Siebzehnjähriger und erklärte: „ich verstehe mich mit meinem Vater nicht mehr. Jeden Tag Streit. Er ist so rückständig, hat keinen Sinn für moderne Ideen. Was soll ich machen? Ich laufe aus dem Haus!“ Mark Twain antwortete: „Junger Freund, ich kann Sie gut verstehen. Als ich 17 Jahre alt war, war mein Vater genauso ungebildet. Es war kein Aushalten. Aber haben Sie Geduld mit so alten Leuten; sie entwickeln sich langsamer. Nach zehn Jahren, als ich 27 war, hatte er so viel dazugelernt, dass man sich schon ganz vernünftig mit ihm unterhalten konnte. Und was soll ich Ihnen sage? Heute, wo ich 37 bin – ob Sie es glauben oder nicht –, wenn ich keinen Rat weiß, dann frage ich meinen alten Vater. So können die sich ändern!“

Frau, die der Sohn so unvermutet anschleppt. Sie bewundert an Claire, dass sie ihr Leben in die Hand nimmt, etwas Neues beginnt. Das Gleiche täte Antoinettes Familie gut, aber wer wagt schon den ersten Schritt? Zu festgelegt sind die Wege der Menschen in den ländlichen Dörfern. Was die Väter tun, setzen die Söhne fort. Zumindest erwartet man(n) das.

Gleich am ersten Abend legt Claire den Finger in die Wunde: Ein Riss zieht sich durch Antoinettes Elternhaus und teilt die geblümete Tapete. Zaghaft und traumwandlerisch-sicher zugleich, streicht Claire über den Spalt, als wolle sie ihn mit jeder Pore spüren.

Eric Guirado erzählt die Geschichte seines verlorenen Sohns, wie er die meisten seiner Protagonisten porträtiert: wortkarg, unverblümt und immer auch ein wenig schroff. In den Einstellungen verbirgt sich nichts Überflüssiges, doch gerade dadurch gewinnen die Bilder an Tiefenschärfe.

Der Riss durch das Haus verdichtet sich zum Symbol und spiegelt klarer als wortgeballte Dramen die Unfähigkeit seiner Bewohner, aufeinander zuzugehen.

Zunächst aber legt Antoine los und rollt den Verkaufswagen aus der Garage. Aus dem Handschuhfach purzelt ihm ein vergilbtes Foto entgegen. Ein Mann mit zerfurchtem Gesicht und einer Zange in den schwieligen Händen lächelt ernsthaft in die Kamera. „Lavore per se, lavore

per tre“, steht darunter, was so viel heißt wie: „Er arbeitet für sich, er arbeitet für Treue.“

Frei sein

„So ein Quatsch!“, kommentiert Antoine. Was Wahlspruch seiner Vorväter war, gilt nicht mehr für ihn. Antoine will frei sein, aber seine Haltung verrät, dass er alles andere als das ist. Auch zehn Jahre Abwesenheit haben aus ihm keinen Homunkulus gemacht. Die familiären Verstrickungen bleiben.

Das französische Original ist da unverblümter als die deutsche Übersetzung und verrät schon im Titel die ödipale Verstrickung, wenn es vom „fils de l'epicier“, vom „Sohn des fliegenden Händlers“, spricht. Denn natürlich hageln alsbald die Vergleiche: „Dein Vater war freundlicher, obgleich er nicht mehr gelächelt hat als du!“, wirft Lucienne (Liliane Rovère), eine Kundin, Antoine vor.

Nein, einen Grund zum Lächeln erkennt Antoine nicht. Die ländliche Stille riecht für ihn „nach Tod“. Kaum hat er die erste Fahrt zu den verstreut lebenden, alten Menschen beendet, erklärt er seiner Mutter, dass sie den Wagen aufgeben müssen. „Er rentiert sich nicht.“

Die Alten verstören Antoine. Sie hören nur, was sie hören wollen, bezahlen Erbsen mit Eiern und Schnaps, kaufen zwei Tomaten und behaupten, sie bräuchten nicht mehr. Antoine würde sie am liebsten wieder los werden. Sie

sind für ihn wie Mücken, die man halt duldet, wenn man im Freien frühstücken will, denn schließlich geht es ihm einzig um Claire. Antoine fährt in ein Dorf, hupt, wartet fünf Sekunden und braust davon. Die Kamera harrt aus, hält in der Halbtotale auf die Straßenszene. Ein Hutzelweibchen schlurft, vornüber gebeugt, um die Ecke. Der Verkaufswagen ist längst fort.

Gemeinsam geht's

Gut, dass Claire das nächste Mal mitkommt! Claire kittet mit ihrem Charme, was der raubeinige Krämer wider Willen zertrampelt. Besonders zu Lucienne knüpft sie vertraulichere Bande, die sich, zunächst monetär, später auch in menschlicher Hinsicht, vorteilhaft für Antoine auswirken. Gemeinsam ist es schöner, selbst Antoine entwickelt Spaß am Freundlichsein. Und natürlich kommen er und Claire sich näher.

Claire überredet Antoine, den Wagen in einer Nachtaktion bunt zu bepinseln, weil es den Verkauf ankurbele. In einer Parallelmontage verbinden sich ihre lachenden Gesichter mit Detailaufnahmen von Nacken, Schultern und Händen, die sich im Dunkeln fassen. Wieder ist die Kamera dicht dran, doch ohne aufdringlich zu sein. Minimalistische Klaviermusik, pochendes Schlagzeug, leises Stöhnen, lautes Lachen bilden den Klangteppich, der diesen intimen Moment umhüllt.

Doch bei Licht betrachtet, ist die Beziehung der beiden dadurch nicht enger geworden. Claire bittet Antoine, eine Probeklausur für sie in den Briefkasten zu werfen. Antoine aber schleudert die Mappe in den Straßengraben. Er fürchtet, Claire an Spanien zu verlieren, wo sie studieren will, doch noch größer ist die Angst, mit ihr darüber zu sprechen.

Die Dinge geraten ins Rutschen. Die Klausur wird gefunden und an Claire zurückgegeben. Antoines Vater kehrt aus dem Krankenhaus heim und empört sich alsbald über den Zustand des Ladens, seines Wagens und des Essens, das zu kalt geraten ist.

Die Gemüter kochen umso heißer. Es kommt zu einem heftigen Wortgefecht, an dessen Ende

Monsieur Sforza seinem Sohn den altbekannten Satz entgegenschleudert: „Nicht in diesem Ton! Das ist mein Haus!“ Antoine kontert: „Mit einem Bein im Grab, machst du uns immer noch das Leben schwer!“

Es macht „klick“

Claire reist ab. Antoine wäscht die Bemalung vom Wagen runter. Die Streifen eines baden gegangenen Regenbogens zerfließen im Gully. Und doch ist es nicht das Ende der Hoffnung. Irgendwas macht „klick“ in Antoine, als Lucienne Antoines Lieferung zurückweist, weil er sie nicht in die Stadt mitnehmen will. Eine Hand wäscht die andere, scheint er sich zu denken. Ganz ohne gegenseitige Hilfestellung geht es auch für ihn nicht. „Okay“, lenkt er ein, „ich fahr Sie, aber überlassen Sie mir die kleine Hütte auf dem Berg!“

Lucienne, spröde, doch gutmütig, stimmt zu. Antoine verlässt sein Elternhaus ein zweites Mal und zieht in Luciennes verfallenes Häuschen. Es markiert den Beginn einer Wandlung, in der ein junger Mann die Verantwortung für seine eigenen Konflikte übernimmt. Nun entfacht Antoine ein wahres Purgatorium. Stühle, Tisch, Bänke, alles Verbraachte und Gammelige wandert ins Freie und wird angezündet. Im Feuerschein glänzt Antoines Gesicht hell, als würde auch in ihm alles Widerborstige und Verstellte verbrennen.

Kaum ist der letzte Funken verglüht, liefert Antoine das Gebet einer Kundin in der Kapelle ab und liest es wortgetreu der Madonna vor. „Amen!“, schließt er energisch. Fortan wird er die Dinge tun, weil er es selbst so will.

Antoine fährt in die Dörfer, bedient, verkauft und – er redet mit den Leuten, vermittelt Katzenbabys neue Besitzer, spendiert Milch, repariert einen Hühnerstall, trägt Luciennes Fernseher raus und bringt die Einkaufstasche jener Frau ins Haus, die er am ersten Tag an der Straßenecke stehen ließ. Antoine lässt sich vom Wesen seiner Kunden anstecken, die sich an nichts und niemanden anpassen. In ihrer strubbeligen Eigensinnigkeit sind sie einfach da und leben das Leben um seiner selbst willen.

Diese Miniatur-Porträts am Wegrand der Erzählung gehören zu den Perlen des Films. Guirado hat die Alten fast durchweg mit Laienschauspielern besetzt, die sich selbst mit einer Unverstelltheit und Würde darstellen, wie es vielleicht nur das Alter möglich macht. Ein zorniger Nackenwurf hier, ein lässiges Nicken dort und die flatterige Bewegung einer schrumpeligen Hand, mit der ganze Argumentbarrikaden fortgewischt werden, als wären sie Watte – das ist von einzigartiger Ausstrahlungskraft und berückender Nähe.

Antoine ist glücklich, heimgekehrt an den Ort seiner Kindheit. Nicht als Sohn, sondern als freier Mann.

In einer ausgedehnten Montage, die fast vor provençalischem Landglück tropft, spüren auch wir Antoinens Freude: Antoine verkauft, die Leute sind freundlich. Antoine ist freundlich. Er streckt die Hand aus dem Wagenfenster, hält sie gegen die Sonne, die sich glitzernd im Rückspiegel bricht.

Aber Versöhnung braucht zwei, auch wenn sie im eigenen Herzen beginnt: Antoinens Vater macht sich auf und wandert, einsam, doch entschlossen, den knorrigen Krückstock fest umschlungen, zu seinem Sohn. Die Kamera lässt die hagere Gestalt tief in die Felder und Wiesen eintauchen. Diese Filmfigur wurzelt in der Landschaft wie die windzerzausten, uralten Krüppelkiefern. Undenkbar, sie daraus fortzuzerren. Und doch hat Monsieur Sforza etwas begriffen.

„Ich hör auf!“ sagt er zu seinem Sohn. „Was wird aus den Alten?“ fragt Antoine. „Pah, die Alten!“, schnaubt Monsieur Sforza, „die kommen auch ohne mich zurecht.“ Zum ersten Mal erscheinen Vater und Sohn gemeinsam in einem Bild. Das erinnert an Rembrandts Gemälde vom verlorenen Sohn. Doch ist es hier umgekehrt. Keuchend bleibt der Vater vor dem Sohn stehen. „Ein Schluck Wasser?“, fragt Antoine. „Gern“, antwortet Monsieur Sforza, „darf ich mich setzen?“ „Nur zu!“, fordert Antoine auf.

Monsieur Sforza ist kein Gott-Vater. Er legt dem Sohn nicht die Hände auf die Schultern und heißt ihn willkommen. Aber er ist bereit,

aus seinen Fehlern zu lernen, sich zu seinem Sohn aufzumachen und ihm Anerkennung und Respekt zu schenken. Gott sei Dank, möchte man sagen, beinahe wäre es zu spät gewesen.

„Das war gar nicht schlecht mit dem Verkaufswagen“, brummelt Monsieur Sforza, „freilich nicht so gut wie bei mir, aber immerhin.“ Und er bittet Antoine, den Verkaufswagen zu übernehmen. Es ist wirklich eine Bitte, keine Forderung. Erst dadurch gewinnt Antoine die Grundlage für eine ehrliche Entscheidung, die beide tragen wird, und die Verbindung zwischen ihnen bleibt, unabhängig von der Antwort, erhalten.

Beinah zu spät

Dass auch Claire am Ende zu Antoine zurückkehrt, nicht unbedingt als Freundin, aber in Freundschaft, bleibt eine Dreingabe, die zwar Antoinens Glück erhöht, bei der Lösung seines Konflikts jedoch keine Rolle spielt.

Schon vor dem Fliegenden Händler hat Guirado mehrere Dokumentationen über Menschen mit Wanderberufen in den ländlichen Gegenden Frankreichs gedreht. Von dort übernimmt er den klaren Blick, der sich besonders in den langen, unaufgeregten Landschaftsaufnahmen zeigt. Mit O-Ton und natürlichem Licht sind sie Ruhepunkte, Momente der Besinnung in der Handlung, die es uns ermöglichen, unsere eigenen Gedanken und Gefühle in den Bildern zu spiegeln.

„Der fliegende Händler“ ist Kino der leisen Töne. Ein Kino zum Mitdenken, Mitträumen und Mitfühlen, das von einem Konflikt erzählt, der nicht das Ende bedeutet. Am Schluss steht Antoine am Bahnsteig und verabschiedet seine Eltern. Die beiden fahren, wohl das erste Mal in ihrem Leben, in den Urlaub. Der Sohn hütet das Haus.

Georg Gremels (Hrsg.): Ich bin ganz Ohr. Betrachtungen zum Thema Berufung zu Bildern von Karola Onken. Franke-Buchhandlung, Marburg 2009, 224 Seiten, € 12,95

Auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag in Bremen war eine katholisch verantwortete Wanderausstellung mit Bildern von Karola Onken zu den Berufungsgeschichten der Bibel zu sehen. Hervorgegangen ist das Ganze aus dem Bild der Künstlerin zur Emmauserzählung. Der Beirat der Deutschen Bischofskonferenz hatte das Emmaus-Bild für die deutschlandweite Jahresaktion zur Berufungspastoral ausgewählt.

Georg Gremels aus Hermannsburg hat zu dieser Thematik das Buch „Ich bin ganz Ohr“ herausgegeben. Zu jedem Bild haben Autorinnen und Autoren in ökumenischer Breite „Berufungs“-Texte verfasst. Mitgearbeitet haben unter anderen Bischof Felix Genn (Münster), Isabel Prinzessin zu Löwenstein, der Liedermacher Clemens Bittlinger, der Generalsekretär der AMD, Erhard Berneburg, Christoph Morgner vom Gnadauer Gemeinschaftsverband, Jan Janssen, der frühere Kirchentagspastor und jetzige Bischof in Oldenburg und weitere namhafte evangelische und katholische Autorinnen und Autoren.

Die großartigen Bilder („Ich bin ganz Auge“) haben so unterschiedliche originelle Beiträge zum „Ganz-Ohr-Sein“ an die Seite bekommen. Georg Gremels schreibt in der Einleitung: „Das Thema Berufung wurde zum Vater des Gedankens, das sprichwörtliche ‚Ich bin ganz Ohr ...‘ zum Thema zu machen. Denn ohne Ruf, ohne Wort, ohne Angesprochensein gibt es keine Berufung. Auch Bilder können ‚ansprechen‘, ja eine Botschaft vermitteln. Und mehr noch: Worte, die zu Bildern gefunden werden, können durch Bilder ganz anders, viel intensiver sprechen, können rufen und berufen. Deswegen sind in diesem Bildband Betrachtungen und Bilder zusammengewachsen“ (S. 12).

Das Buch kann dazu ermutigen, sich über das eigene Leben, über das „Wer bin ich?“ klarer zu werden, um dann vielleicht die eigene Berufung zu finden. Was ist meine Berufung? Wozu

fühle ich mich hingezogen? Und was hat Gott damit zu tun? Die Künstlerin stellt mit jedem ihrer großformatigen Acrylbilder biblische Geschichten dar. Sie sollen, so sagt sie, aufmuntern, auf das „Rufen Gottes“ zu hören. Dass das in einer Zeit, in der von allen Seiten und oft sehr laut, gerufen wird, nicht ganz leicht ist, weiß auch die Künstlerin, aber sie hofft, dass gerade junge Menschen durch die Bilder angeregt werden, über den eigenen Weg nachzudenken.

Das schöne Hardcover-Buch kann aber auch einfach zur persönlichen Andacht und Meditation genutzt werden, indem man sich den Bildern und Texten in der Stille aussetzt.

Waldemar Wolf

Harald Schroeter-Wittke / Günter Ruddat (Hrsg.): Kleines Kabarettistisches Kirchenjahr. Texte, Lieder und Karikaturen. CMZ Verlag, Rheinbach 2008, 295 Seiten, € 15,-

Vor zehn Jahren erschien der Kleine Kabarettistische Katechismus. Schon damals gab es die Idee für ein Nachfolgebild. Er wurde aber erst jetzt mit dem Kleinen Kabarettistischen Kirchenjahr verwirklicht. Die Herausgeber haben viele KabarettistInnen mit einer Auswahl von jeweils zwei bis drei Wochensprüchen angeschrieben und sie gebeten, diese aus ihrer Sicht zu kommentieren. Das Buch beginnt also mit dem 1. Advent und endet mit dem Gedenktag der Entschlafenen, dem Totensonntag.

Eine kleine Kostprobe: 16. Sonntag nach Trinitatis: „Christus Jesus hat dem Tode die Macht genommen und das Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht durch das Evangelium (2. Timotheus 1,10). Diesen Wochenspruch kommentieren Thorsten Schröder und Michael Wohlfahrt so:

„Die Macht vom Tode
Macht nix
Denn das Leben ist
Nu immer da
Wie wunderbar
Wenn das keine gute Nachricht ist“

Ein weiteres Beispiel zum Dritttletzten Sonntag des Kirchenjahrs: „Siehe, jetzt ist die Zeit der Gnade, jetzt ist der Tag des Heils“ (2. Korinther 6,2).

Martin Schultheiß vom Duo Camillo schreibt dazu: „Die Zeit der Gnade und der Tag des Heils – angesiedelt in der grauen Novemberzeit zwischen Reformationsfest und Totensonntag – Welch glanzvolle Illustration des evangelischen Lebensgefühls! So wird existenziell erfahrbar, dass für aufrechte Protestanten der christliche Weg immer der schwere ist, ein trotziges Ankämpfen gegen eine kalte, feindliche Welt, ein gedankenschwerer Rückzug aus der Leichtigkeit des Sommers. Und wo sich hehre Begriffskolosse wie ‚Gnade‘ und ‚Heil‘ den Weg bahnen, bleibt für zarte Pflänzchen wie ‚Geborgenheit‘ und ‚Gesundung‘ ohnehin kein Raum mehr. Das Leichte schwer gesagt – schon klingt es christlich, quer durch alle Konfessionen. Kleiner Trick mit großer Wirkung.“

Herausgeber sind Harald Schröter-Wittke, Professor für Didaktik der Evangelischen Re-

ligionslehre an der Universität Paderborn und Günter Ruddat, Professor für Praktische Theologie an der Evangelischen Fachhochschule in Bochum und an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal. Enthalten sind auch einige Beiträge von Kabarettisten zum Kirchenjahr und Karikaturen von Peter Gaymann, Johann Mayr, Thomas Plaßmann und anderen.

Mit dieser Fülle an teilweise „schrägen“ Texten kann manche Religionsstunde aufgefrischt werden, und wer eine Predigt vorbereitet, findet ungewöhnliche Zugänge, die einem nicht so ohne Weiteres einfallen – den Kabarettisten sei Dank.

Waldemar Wolf

Vorschau auf Heft 4/2009:

Wege zu Gott

Aus dem Inhalt:

<i>Claudia Knepper:</i>	Heilsversprechen der neuen Religiosität
<i>Margot Käßmann:</i>	Wege zu Gott
<i>Hartmut Bärend:</i>	Christ werden – Christ bleiben
<i>Wolfgang J. Bittner:</i>	Glaubensbiografie mit Brüchen
<i>Brigitte Seifert:</i>	„Es gefällt dem Herrn, in der Nacht zu kommen“ – Bibelarbeit zu 1. Mose 32,23-32
<i>Paul-Ulrich Lenz:</i>	Die Ungeduld in der Kirche
<i>Joseline Gräbner-Reutter:</i>	Meine Bekehrung
<i>Burkhard Weber:</i>	Bin ich bekehrt?
<i>Wilma Strudthoff:</i>	Es muss im Leben doch mehr als alles geben
<i>Marion Sauer:</i>	Bekehrung und Konfirmation
<i>Dagmar Petrick:</i>	„Das Leben der anderen“ – Wende im Stillen
<i>Burghard Krause / Andreas Schlamm:</i>	Studienbrief A 82: Erwachsen glauben